

MAX PLANCK INSTITUTE FOR
SOCIAL ANTHROPOLOGY
WORKING PAPERS



MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT

WORKING PAPER No. 89

TATJANA THELEN
ASTRID BAERWOLF
TILO GRÄTZ

AMBIVALENZEN DER
FLEXIBILISIERUNG:
TRADITIONALISIERUNG
IN FAMILIEN- UND
GESCHLECHTER-
BEZIEHUNGEN IN
OSTBERLIN UND
BRANDENBURG

Halle/Saale 2006
ISSN 1615-4568

Max Planck Institute for Social Anthropology, PO Box 110351,
06017 Halle/Saale, Phone: +49 (0)345 2927-0, Fax: +49 (0)345 2927-402,
<http://www.eth.mpg.de>, e-mail: workingpaper@eth.mpg.de

Ambivalenzen der Flexibilisierung: Traditionalisierung in Familien- und Geschlechterbeziehungen in Ostberlin und Brandenburg¹

Tatjana Thelen², Astrid Baerwolf³, Tilo Grätz⁴,

Zusammenfassung

Theorien der Flexibilisierung teilen häufig die fundamentale Annahme eines sozialen Wandels hin zu mehr Bewegung, Reflexivität und De-Traditionalisierung. Im Gegensatz dazu argumentieren wir, dass Flexibilisierung auch neue Prozesse von Traditionalisierung fördern kann. Anhand von Fallbeispielen aus Ostdeutschland beschreiben wir, wie flexibilisierte Kinderbetreuung sowie ein flexibler Arbeitsmarkt zur Traditionalisierung familiärer Arbeitsteilung beitragen.

Diese Prozesse haben eine deutlich gender-spezifische Komponente, die sich in den Überzeugungen und Praxen insbesondere junger Familiengründer widerspiegelt. Während bisherige Studien eine relativ hohe Stabilität alter DDR-Muster bezüglich weiblicher Erwerbstätigkeit und öffentlicher Kinderbetreuung beschreiben, konnten wir in unserer Forschung Tendenzen feststellen, die auf einen langfristigen Wandel dieser habituellen Muster in Ostdeutschland hindeuten. Sowohl im ländlichen als auch städtischen Umfeld finden wir unterschiedlich hohe Grade der normativen Angleichung an ein (westdeutsches) Familienideal des männlichen Brotverdieners, das je nach Zugang zum Arbeitsmarkt differenziell in die tägliche Praxis umgesetzt wird. Diese Umorientierung wird unterstützt durch Institutionen wie Arbeitsagenturen, freie Träger im Bereich der Wohlfahrt sowie durch Arbeitgeber mit einem eher traditionellen Familienverständnis.

¹ Die diesem Text zugrunde liegenden empirischen Untersuchungen wurden im Rahmen des EU-geförderten Projektes „Kinship and Social Security“ (KASS) durchgeführt (siehe Fußnote 5). Eine erste Version dieses Beitrages wurde auf der gemeinsamen Tagung der Sektionen Familiensoziologie und Sozialstrukturanalyse der DGS „Flexibilisierung – Folgen für Familie und Sozialstruktur“, Zürich, Mai 2006 vorgestellt (s. a. Thelen und Baerwolf, im Erscheinen). Die Autoren danken Franz von Benda-Beckmann und Joachim Otto Habeck für hilfreiche Kommentare zu einer ersten Version.

² Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung, Projektgruppe „Rechtspluralismus“, Postfach 110351, 06017 Halle/Saale, Germany; Tel. (+ 49)-(0)345 2927 313; Fax (+49)-(0)345 2927 302; E-Mail: thelen@eth.mpg.de

³ Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Georg-August-Universität Göttingen, Friedländer Weg 2, 37085 Göttingen, Tel: (+49)-(0)551 39-13866, Fax: (+49)-(0)551 39-2232, E-Mail: Astrid.Baerwolf@phil.uni-goettingen.de

⁴ Lehrkraft für besondere Aufgaben, Institut für Afrikanistik, Universität Leipzig; freier Gutachter und assoziiertes Mitglied der Abteilung I „Integration und Konflikt“ am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung, Halle/Saale, Germany. Tel. (+ 49)-(0)345 2927-0; E-Mail: tilograetz@yahoo.de

1. Einleitung

Bereits seit mehreren Jahrzehnten wird die Flexibilisierung oder auch Destandardisierung von beruflichen und familiären Lebensläufen in der sogenannten „Post“- oder „Zweiten“ Moderne postuliert (Kohli 2003, Musner 2002). Flexibilisierung wird dabei meist als Individualisierung und als Aufhebung traditioneller Bindungen gedeutet und kann wahlweise positiv als größere Freiheit oder negativ als ein Verlust an Sicherheit, individueller Stabilität und Bindungsfähigkeit gedeutet werden (Adkins 2002, Beck 1986, Sennet 1998, Thien 2002). Manche Autoren sehen in der Aufhebung klassischer Erwerbsbiographien auch eine Tendenz zur Aufhebung oder Vermischung geschlechtsspezifischer Lebensrollen (Bertram 2000). Im Gegensatz dazu wollen wir anhand von ethnographischen Fallbeispielen die ambivalenten Wirkungen von Flexibilisierung in Richtung einer Stärkung traditioneller Bindungen und Arbeitsteilung diskutieren. Dies betrifft zum einen eine Rückverlagerung von Erziehungsarbeit in familiäre Strukturen und zum anderen die Verstärkung geschlechtsspezifischer familiärer Arbeitsteilung durch die Flexibilisierung auf dem Arbeitsmarkt und in der öffentlichen Kinderbetreuung.

Diese Ergebnisse stehen im Widerspruch zu bisherigen Untersuchungen in den Neuen Bundesländern, die die hohe Wertschätzung weiblicher Erwerbstätigkeit sowie deren hohen identifikatorischen Wert betonen (z. B. Rosenfeld et al. 2004: 113-114, Thelen 2006a und b). Trotz des Institutionentransfers von West nach Ost im Zuge des Vereinigungsprozesses waren die öffentliche Kinderbetreuung sowie die Erwerbsorientierung von Müttern und deren positive Bewertung durch beide Geschlechter in den ostdeutschen Bundesländern noch lange nach der Wende von DDR-Mustern geprägt. In diesem Modell war weibliche Vollzeitbeschäftigung und damit die Berufstätigkeit beider Partner die Regel, die überwiegend durch die Nutzung des staatlichen Angebotes an Kinderbetreuung ermöglicht wurde. Die Möglichkeit der Unterbrechung der Berufstätigkeit zur häuslichen Betreuung Neugeborener wurde zumeist von den Frauen wahrgenommen, überschritt aber in den seltensten Fällen die gesetzlich vorgesehene Freistellung von zuletzt bis zu einem Jahr (jeweils für die ersten beiden Kinder, 18 Monate ab dem dritten Kind). Ein schneller beruflicher Wiedereinstieg junger Mütter wurde auch aufgrund des allgemeinen Arbeitskräftemangels durch den Staat gefördert (Merkel 1994, Trappe 1996).

Demgegenüber stellen wir jedoch vor allem in der Generation der heutigen Familiengründer in unserer Forschung eine Tendenz zur Traditionalisierung fest (oder „Verwestdeutschlandisierung“, s. a. Baerwolf und Thelen, im Erscheinen). Dabei beziehen wir uns im Folgenden auf Ergebnisse einer Forschung zum gegenwärtigen Wandel von Familien- und Geschlechterbeziehungen, die wir in den Neuen Bundesländern durchgeführt haben. Die Traditionalisierungseffekte betreffen vor allem die Rückverlagerung von Erziehung in die Familien, was zum Teil auch eine Rückdrängung weiblicher Vollerwerbsarbeit zur Folge hat. Mit Traditionalisierung meinen wir hier die Orientierung am Modell des männlichen Ernährers mit weiblichem Zuverdienst, bzw. eine Annäherung an das westdeutsche Phasenmodell im weiblichen Lebenslauf (s. a. Lewis und Ostner 1994, Esping-Andersen 2003, Kohli 2003) in zunehmendem Gegensatz zu oben beschriebenen DDR-Mustern. Damit verbunden ist eine innerfamiliäre Arbeitsteilung, in der die Frauen überwiegend für die Kinderbetreuung und den Haushalt zuständig sind. Flexibilisierung befördert in diesem Fall eine Essentialisierung von Geschlechterrollen (s. a. Read und Theodosiou 2006: 2). In Anlehnung an Bourdieu (2000) verstehen wir diese Entwicklung als Teil eines langsamen habituellen Wandels, der durch die Inkorporation neuer sozialer Normen gefördert wird. Die solcherart geprägten

Handlungspräferenzen lassen sich jedoch entsprechend den Möglichkeiten des Arbeitsmarktes unterschiedlich umsetzen. Zusätzlich finden wir Unterschiede bezüglich der Bedeutung von Lokalität sowie der intergenerationellen Beziehungen. Im Folgenden werden wir kurz auf den Rahmen des Forschungsprojekts eingehen und im Weiteren unsere Thesen anhand von Beispielen belegen.

2. Forschungsorte und -methodik

Die vorgestellte Studie basiert auf insgesamt neun Monaten Feldforschung in einem Stadtviertel Berlins sowie einer ländlichen Ortschaft in Brandenburg im Rahmen des EU-finanzierten Projektes „Kinship and Social Security“ (KASS).⁵ Bevor die Forschungsmethodik dargestellt wird, stellen wir beide Orte kurz vor.

2.1. Die ländliche Siedlung: Glindow

Glindow liegt landschaftlich attraktiv an einem See im Obstanbaugebiet südwestlich von Berlin. Es ist eine größere ländliche Siedlung mit ca. 4 000 Einwohnern, die sowohl sehr ländliche Aspekte in der baulichen Grundstruktur (alte Höfe, Gartenbau und Privatgärten) aufweist als auch Züge einer Kleinstadt trägt (Infrastruktur im Ortszentrum, Modernisierung vieler Häuser, Kleingewerbe). Glindow teilt mit vielen anderen ländlichen Regionen in der Nähe von Großstädten, insbesondere aber mit Dörfern im Land Brandenburg nahe des Ballungsraumes Berlin/Potsdam einen geringen Anteil an in der Landwirtschaft Tätigen sowie den hohen Anteil von Berufspendlern. Zuvor selbstständig, wurde der Ort im Zuge einer Verwaltungsreform am 1.1.2002 in die nächstgelegene Stadt Werder integriert.

Die Entstehung von Ziegeleien Mitte des 19. Jahrhunderts veränderte die historisch aus einer kleinen slawischen Fischersiedlung gewachsene Ortschaft nachhaltig. Neben bäuerlichen Gehöften dominieren seit dieser Zeit auch Arbeitersiedlungen den Ort. Nach dem Ende des Baubooms konnte der Ort bis 1945 auch stark von Obstanbau (Brauchwasserpumpensystem zur Bewässerung seit den 1920er Jahren) und Tourismus, inklusive Gaststättengewerbe profitieren. In den Jahren nach 1945 kamen zahlreiche Zwangsumsiedler bzw. Kriegsvertriebene und Flüchtlinge in den Ort, übernahmen Arbeiten in der Landwirtschaft sowie im Handwerk, und heirateten mitunter in einheimische Familien ein. Mit der Kollektivierung der Landwirtschaft (LPGs und GPGs⁶) um 1960 wurde die Region zu einer der Schwerpunktregionen der Obstversorgung der DDR mit großflächigem zunehmend mechanisiertem Anbau.

Verschiedene Areale im Ort spiegeln dessen Besiedlungsgeschichte und soziale Zusammensetzung wider. Zum einen finden wir alte Siedlungskerne im Ortszentrum, die vorwiegend von „einheimischen“ Familien⁷ bewohnt werden, zu denen viele ausgebaute Bestandsimmobilien gehören. Hier finden sich auch vereinzelt größere Mehrfamilienhäuser entlang der Hauptstraße, die in der DDR entstanden. Ebenfalls aus dieser Zeit stammen zahlreiche Einfamilienhäuser an den Orts-

⁵ Innerhalb des Projektes wurden familiäre Solidarbeziehungen unter unterschiedlichen institutionellen und historischen Rahmenbedingungen vergleichend in acht europäischen Ländern untersucht (s. a. <http://www.eth.mpg.de/kass>). Dabei arbeiteten jeweils ein sozialhistorisches und ein ethnologisches Forschungsteam an der Analyse sowohl der geschichtlichen als auch aktuellen Entwicklung der Wechselbeziehungen von staatlicher Politik und familiären Lebenslagen. Die sozialhistorischen Berichte sind bereits fertig gestellt und werden in Kürze veröffentlicht; für Deutschland siehe Rosenbaum und Timm (2006).

⁶ Landwirtschaftliche und Gartenbau-Produktionsgenossenschaften.

⁷ Gemeint sind hier Bewohner, die vor 1990 ansässig waren bzw. wurden.

rändern bzw. in Lückenbebauung.⁸ Vor allem in Wassernähe gibt es größere Gartenlandsiedlungen sowie Ferienhäuser. Einige hier befindliche Bauernhäuser und Villen wurden zudem durch zugezogene „Liebhaber“ und Unternehmer nach 1990 ausgebaut. Schließlich gibt es kleinere und größere Einfamilienhausareale, die nach 1990 entstanden sind und die Zuzüglern – meist Berufspendlern mittleren Alters und Einkommens – gehören, zu denen auch viele jüngere Familien mit Kindern zählen. Eine besondere Stellung nimmt das etwas abseits gelegene Gebiet der Elisabethhöhe, eine ehemalige Siedlerkolonie aus den 1920er Jahren, ein. Seine Grundanlage ist trotz zahlreicher Hofaufgaben, Lücken und erneuter Bebauung noch heute gut zu erkennen. Insgesamt ist die Besiedlung von Glindow heute heterogen und von Altsiedlern, Zuzüglern nach 1945, Hofsanierern, mittleren und kleineren landwirtschaftlichen Haupt- und Nebenerwerbsbetrieben sowie handwerklichen Firmen geprägt. In die Feldforschung haben wir diese Heterogenität einbezogen, und in der strukturierten Befragung (s. u.) drei Schwerpunkte (die alte Dorfhauptstrasse mit alten Bauernhäusern sowie im Sozialismus entstandenen kleineren Plattenbauten, ein Einfamilienhausneubaugebiet sowie die Elisabethhöhe) gebildet.

Die Wege zu einzelnen Infrastruktureinrichtungen sind je nach Wohnlage mitunter beträchtlich. Die öffentlichen Verkehrsanbindungen sind nur spärlich, daher ist die Existenz von zumindest einem Fahrzeug pro Haushalt, außer bei Senioren, normal. Die wirtschaftliche Struktur hat sich seit 1990 einschneidend gewandelt. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die meisten Einwohner in drei dominanten Arbeitsgebieten beschäftigt: in der Landwirtschaft und im Obstanbau, in mittelgroßen Industriebetrieben des nahegelegenen Werder sowie im Handwerk. Seitdem haben viele Bewohner verstärkt Arbeit im handwerklich-technischen Bereich, im Dienstleistungssektor und im Handel der größeren nahegelegenen Städte und gar in Berlin angenommen, zu einem gewissen Teil auch im Tourismus.⁹ Die Arbeitslosenquote in Werder (einschließlich der umliegenden Gemeinden) liegt im entsprechenden Landkreis Potsdam-Mittelmark mit 11,9 %¹⁰ unter dem Durchschnitt des Landes Brandenburg, was sowohl dem Berufspendeln als auch der frühen Diversifizierung der Erwerbslage nach 1990 zuzuschreiben ist. Allerdings bestehen auch hier soziale Problemlagen, vor allem älterer Personen über 50 ohne Berufsausbildung und ganz junger Leute, vor allem alleinstehender Mütter.

2.2. Die städtische Siedlung: Marzahn-Hellersdorf

Im Gegensatz zu Glindow ist Marzahn-Hellersdorf ein großer suburbaner Bezirk im Nordwesten Berlins mit ca. 250 000 Einwohnern, darunter ca. 18 Prozent mit Migrationshintergrund. Der Bezirk repräsentiert eine typische Siedlungsform in Ostdeutschland mit großer Plattenbausiedlung einschließlich extensiver Infrastruktur sowie einem ausgedehnten Siedlungsgebiet der eingemeindeten Dörfer. Auf zwei Dritteln der 6 185 Hektar großen Bezirksfläche entstanden Großsiedlungen, auf der restlichen Fläche Ein- und Zweifamilienhäuser sowie zahlreiche Grün- und Freiflächen. Unter letzteren erfreuen sich insbesondere die 1987 begonnenen und seither erweiterten „Gärten der Welt“ im Erholungspark Marzahn großer Beliebtheit, aber auch die zahlreichen kleineren Parks und Spielplätze sind geschätzt. In den Aussagen junger Familien zur hohen Wohnzufriedenheit

⁸ Zum Beispiel Komplexe von standardisierten Einfamilien- oder Reihenhäusern, die zu Vorzugsbedingungen für Firmenmitarbeiter oder Verwaltungseliten der größeren örtlichen Betriebe erbaut wurden.

⁹ Die Ortschaft profitiert vom Ausflugstourismus, vom Wassersport wie auch von Saisonurlaubern (Gästezimmer, Dauerzeltplatz).

¹⁰ Arbeitslosenquote für den Landkreis Potsdam-Mittelmark (Bundesagentur für Arbeit 2007).

wird dementsprechend oft dieses „Wohnen im Grünen“ bei gleichzeitig guter Anbindung zur Innenstadt erwähnt.

Trotz des hohen städtebaulichen Anspruchs ergibt sich ein insgesamt monotones Erscheinungsbild der Wohnbauten. Neben anderen öffentlichen Einrichtungen wurden bis 1990 324 Kinderkrippen, Kindergärten und Schulen errichtet. In den drei Bauphasen von 1976 bis 1990 der Großsiedlung Marzahn wurden vor allem junge Fachleute mit ihren Familien in für damalige Verhältnisse komfortablen Wohnungen angesiedelt und bis heute ist der Bezirk einer der kinderreichsten in Berlin (vgl. Bezirksmuseum 1999).

Kurz nach 1989 entbrannte die Diskussion, was mit „der Platte“ geschehen solle. Nach einer Bestandsaufnahme und Schadensanalysen wurden die Wohnhäuser saniert und Modellvorhaben zielten darauf ab, die Wohnumgebung aufzuwerten und neu zu gestalten (vgl. ebd.). Dennoch änderte sich nach der deutschen Vereinigung mit der „natürlichen“ Alterung der ersten Generation und dem Wegzug vieler, vor allem der unter 30-jährigen Bewohner aufgrund anderer Wohnortorientierungen (weg vom Plattenbau, Eigenheimbau) oder fehlender Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten auch hier die Bevölkerungsstruktur. Die Prognose für die Bevölkerungsentwicklung geht von einem Rückgang der Einwohnerzahl von über 7 % bis 2020 aus.¹¹

Für die Siedlungsstruktur der verschiedenen Teile des Bezirks ist charakteristisch, dass sich in Marzahn vorwiegend Häuser mit 10-12 Etagen befinden, während in Hellersdorf, das baulich später entstand, 6-8 geschossige Häuser überwiegen. Insgesamt hat Marzahn-Hellersdorf eine sehr schlechte Reputation, deren sich die Bewohner bewusst sind, diese aber als ungerechtfertigt zurückweisen. Häufig wird auf die sehr gute Infrastruktur sowie auf günstige Mieten und die ansprechende Gestaltung der Außenanlagen hingewiesen. Auch die statistischen Angaben widersprechen dem negativen Image, zumindest was das Bildungsniveau und das mittlere monatliche Haushaltseinkommen betrifft. So liegt die Arbeitslosenquote mit 17,9 % ebenso niedriger als der Berliner Durchschnitt (18,9 %) als auch der Anteil der Sozialhilfeempfänger (5,86 % im Vergleich zu 7,55 %). Zwar beträgt das mittlere Pro-Kopf Einkommen nur 850 Euro (im Vergleich zu 900 Euro im Berliner Durchschnitt), aber das mittlere Haushaltsnettoeinkommen liegt mit 1650 Euro (im Vergleich zu 1500 Euro) wiederum höher.¹²

Während der Feldforschung bildeten sich drei lokale Schwerpunkte heraus: Eine Art Marktplatz umgeben von drei Hochhäusern mit jeweils 25 Wohnetagen. In jedem der Häuser befindet sich eine Techniketage und das Erdgeschoss bietet verschiedenen Geschäften, darunter ein Reisebüro, ein Restaurant, ein Fitnessstudio und ein Cafe, Raum. Charakteristisch für diese Häuser ist ein/eine Concierge in der Eingangshalle als direkte Ansprechperson für Informationen und diverse Hilfeleistungen für die Mieter des Hauses. Ein weiterer Schwerpunktort ist eine „gutbürgerliche“ Straße in unmittelbarer Nachbarschaft mit bereits zur DDR-Zeit sowie nach der Wende entstandenen Einfamilienhäusern. Die beiden Ortsteile sind nur durch eine Hauptverkehrsstraße voneinander getrennt. Den dritten Schwerpunkt unserer Forschung bildeten die Personen und Aktivitäten rund um ein Familienzentrum eines freien Trägers im Ortsteil Hellersdorf.

Obwohl in ihrer Struktur recht unterschiedlich, teilen die beiden Orte Glindow und Marzahn-Hellersdorf vor allem Erfahrungen mit der Umstrukturierung der Wirtschaft und damit verbundener Arbeitslosigkeit nach der Wende. In unserer Analyse legen wir besonderes Gewicht auf die

¹¹ Diese und die folgenden Daten beziehen sich auf den *Sozialstrukturatlas Berlin 2003* (Senatsverwaltung 2004) und den *Sozialbericht von Marzahn-Hellersdorf* (Bezirksamt 2004).

¹² In Berlin gibt es insgesamt 12 Bezirke, so dass Marzahn-Hellersdorf für diese Statistik an fünfter Stelle liegt.

beschriebenen lokalen Besonderheiten sowie die Nachwirkungen der Prozesse der deutschen Vereinigung auf die Bewältigung von Alltagsproblemen in Familien. Beide Orte zeichnen sich durch eine hinlängliche soziale Differenzierung aus, die bei der Auswahl von Informanten berücksichtigt wurde.

2.3. Forschungsmethodik

In der Forschung haben wir sowohl mit einem computergestützten standardisierten Fragebogen als auch mit verschiedenen Formen des qualitativen Interviews sowie mit teilnehmender Beobachtung gearbeitet. Da die Auswertung der mit Hilfe einer Zufallsauswahl erhobenen Fragebögen noch nicht abgeschlossen ist, gehen wir im Folgenden nur auf die Analyse des qualitativen Teils der Feldforschung ein. Dazu gehören auch die während der standardisierten Befragung „nebenher“ aufgezeichneten Feldnotizen.

Nach einer explorativen Phase mit Ortsbegehungen und ersten Gesprächen haben wir in beiden Orten zunächst je ca. 20 Experteninterviews durchgeführt. Dazu gehörten offene bis semistrukturierte Gespräche mit lokalen Experten aus der Verwaltung und diversen Institutionen wie Vertretern des Sozial- sowie Jugendamtes, Pfarrer, Erzieherinnen, Lehrer und Tagesmütter. In dieser Phase wurde zudem mit ersten biographischen Interviews einzelner Anwohner begonnen, die im weiteren Verlauf fortgeführt und zunehmend themenzentrierter gestaltet wurden. Im Laufe der Zeit war es auch möglich, in einigen Fällen verschiedene Mitglieder einer Familie einzeln zu befragen. Feldzugänge für die teilnehmende Beobachtung boten vor allem offene Treffpunkte in Familienzentren, Krabbel- und Seniorengruppen sowie Kirchengemeinden. In beiden Orten konnten wir über einen längeren Zeitraum an jeweils einer Krabbelgruppe sowie Seniorentreffen teilnehmen. Zusätzlich gab es in beiden Orten natürlich auch Zufallsbekanntschaften, die Teilnahme an örtlichen Festivitäten etc. Die teilnehmende Beobachtung ergab wichtiges Kontextwissen zum Alltag der Familien und erlaubte in Einzelfällen einen Einblick in Prozesse der Traditionalisierung. In der letzten Phase wurden verstärkt Leitfadeninterviews mit ausgewählten Personengruppen durchgeführt. Bezeichnenderweise stammt der überwiegende Teil unserer Daten von weiblichen Informanten: entweder, weil sie diejenigen waren, die wir in den entsprechenden Einrichtungen antrafen oder weil wir an sie von ihren Partnern als Gesprächspartner zum Thema Familie und Kinder verwiesen wurden. In der Spätphase der Feldforschung haben wir uns daraufhin bemüht, bewusst auch Männer in die Leitfadeninterviews einzubeziehen.¹³

Flexibilisierung konnten wir in beiden Orten sowohl hinsichtlich der öffentlichen Kinderbetreuung als auch hinsichtlich des Arbeitsmarktes beobachten. In Glindow sowie Marzahn-Hellersdorf lassen sich, verglichen mit früheren sozialistischen Modellen der öffentlichen Kinderbetreuung, eine Flexibilisierung und Diversifizierung der Angebote feststellen. Gleichzeitig führt die Flexibilisierung auf dem Arbeitsmarkt, die z. B. mit neuen Arbeitszeitmodellen einhergeht, auch zu praktischen Problemen. Diese ergeben sich insbesondere aus der Notwendigkeit einer hohen Mobilität, vor allem im Berufspendlerum des Großraumes Berlins, den damit verbundenen langen Anfahrtswegen und besonders im ländlichen Raum dem unzureichenden Angebot des öffentlichen Personennahverkehrs. Dies wirkt sich auf die Haushaltsführung ebenso wie auf die sozialen Kontakte im

¹³ Im Folgenden werden die unterschiedlichen Datenformen wie folgt gekennzeichnet: TB (Aufzeichnungen der teilnehmenden Beobachtung), LF (Transkription aus einem halbstrukturierten Leitfadeninterview) oder I/Nummer (Informationen, die zusätzlich während eines standardisierten Interviews gesammelt wurden). Die Namenskürzel AB (Astrid Baerwolf), TT (Tatjana Thelen) und TG (Tilo Grätz) bezeichnen die jeweilige Interviewerin bzw. den Interviewer.

Alltag, vor allem aber auf die notwendige Kinderbetreuung, Bring- und Abholdienste und damit auf das individuelle Zeitmanagement aus. In beiden Fällen steht die Flexibilisierung dann nicht nur für eine Individualisierung von Lebensläufen, sondern auch für Traditionalisierungstendenzen, die wir im Folgenden ausführen werden.

3. Traditionalisierungstendenzen in der Kindererziehung

In diesem Abschnitt beschreiben wir zunächst die Rückverlagerung der Erziehungsarbeit in verwandtschaftliche Netzwerke als Traditionalisierungseffekt. Dies betrifft zum einen den längeren Zeitraum der häuslichen Betreuung von Kleinkindern vor allem durch die Mütter, zum anderen aber auch den steigenden Anteil großelterlicher Betreuung. In diesem Zusammenhang findet eine Werteverchiebung weg von den Idealen aus sozialistischer Zeit in Richtung westdeutscher Betreuungs- und Familienmodelle statt.

3.1. „Neue Mütterlichkeit“ in Ostdeutschland

Während, wie oben erwähnt, in der DDR fast alle Mütter voll erwerbstätig waren, und sich dies auch nach der Vereinigung zunächst nur wenig änderte, finden wir in unseren Untersuchungsorten nun einige deutliche Veränderungen in Erwerbsverhalten und -neigung von Müttern. Im Folgenden gehen wir zunächst auf den Zeitraum häuslicher Betreuung von Kleinkindern und auf damit zusammenhängende normative Veränderungen ein.

Häusliche Betreuung von Kleinkindern und Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit

Ein Indikator für den längeren Zeitraum häuslicher Betreuung nach der Geburt ist die allmähliche Verlängerung der Elternzeit über das früher übliche „Babyjahr“ hinaus. Diese Tendenz konnten wir in beiden Fallstudien feststellen, und zwar unabhängig von der sozialen Schicht, denen die Eltern angehören. In Glindow sowie Marzahn-Hellersdorf geben Mütter an, wenig karriereorientiert zu sein und lieber viel Zeit mit den Kindern verbringen zu wollen. Typische Aussagen sind, dass die Kinder „nicht von anderen erzogen werden sollen“, und „ich hab die Kinder für mich bekommen“ (z. B. LF, TT/AB, 29.6.2005).

Frau Siegmar in Berlin, eine ausgebildete Kauffrau, war zwischen den Geburten ihrer beiden Kinder (3,5 Jahre und 10 Monate) nicht arbeitslos gemeldet: „das hätte bloß Stress gegeben; da hätte ich mich bewerben müssen und so“. Diese Erfahrung hatte sie während der ersten Schwangerschaft gemacht, als sie vom Arbeitsamt aufgefordert wurde, sich um einen Arbeitsplatz zu bewerben, so dass sie danach gar nicht mehr hinging. Ihre ältere Tochter geht seit einem Jahr halbtags in einen Kindergarten und es wird angestrebt, dass auch die Jüngere mit ca. zwei Jahren dort in ähnlicher Weise betreut wird. Zu einem unspezifizierten Zeitpunkt möchte sie dann „später ein paar Stunden arbeiten“. Sie nimmt auch in Kauf, dann evtl. „als Verkäuferin zu arbeiten oder an der Kasse zu sitzen.“ All das macht sie, um jetzt viel Zeit mit ihren Kindern zu verbringen, denn: „Ich muss die Zeit ja genießen, die gibt mir ja keiner zurück.“ (TB, TT, 2.2.2006)

Der Mann von Frau Siegmar sagt, dass er die Entscheidung über die Wiederaufnahme der Berufstätigkeit völlig seiner Frau überlasse, wobei er allerdings hinzufügt, dass er es „für die Kinder für gut [hält], wenn sie bei der Mutter sind“. Ähnlich wie Herr Siegmar äußerten sich auch andere

Väter zunächst scheinbar wertneutral zur mütterlichen Berufstätigkeit, bewerteten dann aber die Anwesenheit der Mütter für die Kinder als positiv.

Auffälligerweise finden sich ähnliche Äußerungen zur Bedeutung der Kleinkindphase für das eigene Leben bei den interviewten Vätern nicht. Auch von unseren männlichen Interviewpartnern, die sich in der Kleinkindphase viel um ihre Kinder kümmerten, weil sie arbeitslos waren, wird diese Phase immer als erzwungener Ausstieg aus der Erwerbstätigkeit gesehen. Der Wiedereintritt in die Berufstätigkeit wird von den Müttern häufig als schmerzliche Trennung vom Kind problematisiert und sie haben oft ein schlechtes Gewissen. Dagegen wird der Wiedereintritt in die eigene Berufstätigkeit von den Vätern als unproblematisch dargestellt.

So glaubt z. B. Herr Siebert, Vater von zwei Töchtern (1,5 Jahre und 3 Monate), der sich auch während unseres Interviews fortwährend um die ältere Tochter kümmert (sie füttert, wickelt, zum Schlafen legt) nicht, dass er im Falle einer neuen Arbeit „etwas vermissen wird“. (TB, TT, 28.12.2005)

Versuchen Frauen dagegen Erwerbsarbeit und Kinder zu vereinbaren, ernten sie auch Unverständnis in ihrem Umfeld, wie folgendes Beispiel einer Konversation in einem Schwangeren-Gesprächskreis in Berlin zeigt:

Eine Mutter, stellvertretende Leiterin bei einer Supermarktkette, deren Mann Schicht arbeitet, beschreibt, dass sie sich trotz der Unvereinbarkeit ihrer Arbeitszeiten und der bis heute sehr schwierigen Betreuung ihres ersten Kindes für ein zweites Kind entschieden hat: „Das war sicher nicht immer gut für meine Tochter, aber was soll ich machen, kein zweites Kind bekommen?“. Unter den Frauen entsteht eine Diskussion. Eine zweite Frau betont mehrmals, dass sie unter diesen Umständen auf keinen Fall ein zweites Kind bekommen würde, sie habe sich schon nur für ihr erstes Kind entschieden, weil sie wusste, dass sie in der Verwaltung würde halbtags arbeiten können und ihren Kindern viel Zeit „zukommen lassen“ kann. Die anwesenden Frauen sind sich einig, dass sie damit die ideale Voraussetzung für Familie hat: ihr Mann verdient das Haupteinkommen, sie verdient halbtags dazu und hat genügend Zeit, sich um die beiden Kinder zu kümmern. (TB, AB, 18.5.2005)

Deutlich wird hier, dass die Argumentation der Frauen auf das Kindeswohl gerichtet ist, für das angenommen wird, dass besonders das Verhalten bzw. die Anwesenheit der Mutter wichtig ist.¹⁴ In manchen Aussagen deutet sich im Bezug zur sozialistischen Vergangenheit eine Werteverchiebung hinsichtlich der öffentlichen Betreuung an. So erzählt eine Mutter aus Marzahn-Hellersdorf:

„Zum Glück kann ich erstmal nur dreißig Stunden arbeiten. Das war eigentlich auch nicht geplant, ich wollte eigentlich voll einsteigen, aber das war so mein Gedanke, na ja haben doch immer alle geschafft. Aber seitdem ich die Kinder habe, will ich es einfach nicht mehr, nicht weil ich Angst habe, ich schaff das alles nicht, sondern weil ich meine Kinder nicht so lange in Fremdbetreuung geben will, weil meine Überzeugung ist, ich habe sie bekommen für mich und will sie dann nicht anderen übertragen“. (LF, AB/TT, 29.6.2005)

Einige Mütter geben ihren vorherigen Beruf in solchen Situationen sogar ganz auf oder versuchen, ihre berufliche Orientierung nach der Geburt durch Branchenwechsel, Umschulung oder Weiterbildung so zu verändern, dass sich Familie und Beruf besser vereinbaren lassen. Auch diese Anpassungsleistung wird durch die Mütter und nicht durch die Väter geleistet.¹⁵ Manche der befragten

¹⁴ In ihrer Studie zum Übergang zur Mutterschaft in Westdeutschland nennt Elsbeth Kneuper diese Konzentration auf das Kind treffend „Pädozentrismus“ (2005: 271).

¹⁵ Insgesamt verschiebt sich die weibliche (Voll-)Erwerbstätigkeit im vereinigten Deutschland immer mehr in höhere Lebensalter. Im statistischen Durchschnitt waren im Mai 2003 Frauen ohne Kinder im Alter von 34 Jahren am häufigsten erwerbstätig (87 %), während Mütter den Höchstwert erst im Alter von 45 Jahren (74 %) erreichten. Die Erwerbstätigen-

lokalen Experten gehen von einem freiwilligen längerfristigen Rückzug von Müttern vom Arbeitsmarkt aus. So sagte beispielsweise eine Sozialarbeiterin des Familienzentrums in Hellersdorf auf die Frage nach der Berufsrückkehr von Müttern: „Also, aus meinem Empfinden – nee, ist nicht unbedingt der Wunsch, wenn ein zweiter Verdiener da ist“ (LF, AB, 27.5.2005). Auch in einem privaten Verein in Werder, dessen großes Kursangebot für Familien auch von Glindower Eltern genutzt wird, berichtet eine der Organisatorinnen, dass viele Mütter nach einer Weile „sich dann auch irgendwie an die Rolle gewöhnen, nicht mehr aktiv nach Jobs suchen, und sich einrichten“ (TB, TG, 16.11.2005). Ähnlich beobachtete auch eine Psychologin, die in der Familien- und Erziehungsberatung tätig ist, seit 1991 einen „Umdeutungsprozess“, wie sie es nennt: Frauen, die nach der Geburt des ersten Kindes keine Arbeit mehr bekommen, wollen demnach immer häufiger „nicht mehr arbeiten“ und sagen stattdessen: „dann bin ich eben Mutter“ (LF, AB, 5.5.2005).

Wiedereinstieg in Teilzeiterwerbstätigkeit: der weibliche Zuverdienst

Neben der Tendenz zum längeren Berufsausstieg wird eine spätere Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit häufig nicht mehr in Vollzeit, sondern in Teilzeit angestrebt. In beiden Orten finden wir in der Gruppe der jungen Eltern überwiegend Arrangements des männlichen Ernährers, die denjenigen in Westdeutschland ähneln.¹⁶

Frau Tessach, eine Mutter in Glindow, ist zwei Jahre nach der Geburt ihres Sohnes wieder tageweise in ihren Beruf als Krankenschwester eingestiegen. Sie steigerte ihre Tätigkeit von einem auf drei Tage in der Woche und übernahm bewusst Nachtschichten, während derer der Mann den Sohn betreuen kann. Vorerst möchte sie ihre Erwerbstätigkeit nicht steigern, um sich genügend ihrem Sohn widmen zu können, auch wenn dieser bald eine örtliche Kindertagesstätte besuchen soll. (TB, TG, Juni 2005)

Für gut ausgebildete Frauen, die mit ihren Familien in Eigenheimen am Rande der Stadt oder in der ländlichen Gemeinde leben, gestaltet sich ein beruflicher Wiedereinstieg auch aus logistischen Gründen oft schwierig. Die Wohnlage, die mit längeren Wegezeiten – und insbesondere in der ländlichen Gemeinde mit oft schlechter Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr – eine größere Mobilität erfordert, die mit Kinderbetreuung schwerer in Einklang zu bringen ist, wird von den Informantinnen dann häufig zur Erklärung für einen späteren, verzögerten bzw. begrenzten beruflichen Wiedereinstieg herangezogen. In dieser Hinsicht kann das „Rausziehen ins Grüne“ zur selbst gewählten Mobilitätsfalle der Mittelschichten werden. Selbst bei grundsätzlich positiver Bewertung von weiblicher Erwerbsarbeit und in Fällen, in denen eine weibliche Erwerbsarbeit als subjektiv sehr wichtig eingeschätzt wird, beschränkt sich der weibliche Anteil am Haushaltseinkommen bei den Interviewpartnerinnen häufig auf geringe zusätzliche Einnahmen durch z. B. Tupperpartys, häusliche Kosmetikberatung, Ebay-Handel oder den An- und Verkauf von Spielwaren und Kinderkleidung. Die hauptverdienenden Ehemänner stellen sich mitunter ebenfalls auf Betreuungszeiten ein und versuchen, Bring- und Abholdienste für die Kinder mit der Arbeitszeit zu vereinbaren. Der dennoch geringere Anteil der Ehemänner und Väter an Hausarbeit und Kindererziehung wird häufig mit den Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen an diese sowie einer hohen Arbeitsplatzunsicherheit begründet. Diese Aussagen deuten an, dass sich neben dem früheren sozialistischen Idealbild der vollzeiterwerbstätigen Mutter eine von beiden Geschlechtern akzep-

quoten von Frauen mit und ohne Kinder nähern sich dann nach der aktiven Familienphase wieder einander an (Statistisches Bundesamt 2004: 31).

¹⁶ Zum westdeutschen Modell siehe z.B. Gottschall und Bird 2003.

tierte Alternative der „Hausfrau und Mutter“, bzw. der „Zuverdienst-Mutter“ etabliert. Dies zeigt sich noch deutlicher in den Einstellungen hinsichtlich der Vereinbarkeit von Beruf und mehrfacher Mutterschaft.

Anzahl der Kinder und mütterliche Erwerbstätigkeit

Als weitere Tendenz der Traditionalisierung werten wir die für Ostdeutschland neue normative Grenzziehung hinsichtlich der Anzahl von Kindern, ab der eine Mutter nicht mehr berufstätig sein kann (sollte). Quer durch alle Milieus liegt diese Grenze bei drei Kindern.

Im Familienzentrum treffen wir im Verlauf der Feldforschung über einige Monate hin mehrmals, u. a. im Gesprächskreis für werdende Mütter, zwei Frauen (26 und 30 Jahre), die anfangs beide mit ihrem zweiten Kind schwanger sind. Nach der Geburt der Kinder verkaufen beide gemeinsam zu verschiedenen Anlässen wie Flohmärkten, Festen im Familienzentrum und auf organisierten Müttertreffen Baby- und Kinderartikel. Auf einer dieser sogenannten Babyparties sprechen sie über die Möglichkeit eines dritten Kindes: Beide verneinen diese Möglichkeit und begründen dies zunächst mit finanziellen Erwägungen. Nach einigem Überlegen fügte eine der beiden allerdings hinzu: „Eigentlich ist es vor allem, weil ich dann überhaupt nicht mehr arbeiten könnte. An sich kosten ja Kinder nicht viel, wenn man nicht besondere Vorstellungen hat, aber arbeiten, das wird schwierig.“ Sie führte nach der Geburt ihres ersten Kindes noch einen eigenen Laden, den sie vor der Geburt des zweiten auf Internetversandhandel umstellte. Auch diese Arbeit zu Hause glaubt sie, mit drei Kindern nicht mehr schaffen zu können. Die andere Mutter arbeitete vor der zweiten Schwangerschaft 30 Stunden wöchentlich als Verwaltungsangestellte und unterhält zusätzlich privat eine Kosmetikberatung mit Vertrieb. Da letztere inzwischen wieder sehr gut läuft, überlegt sie, ihre Teilzeitstelle in der Verwaltung aufzugeben, denn zum einen waren ihr die 30 Stunden „schon bei dem ersten Kind zuviel“ und zum anderen lässt sich aus ihrer Sicht die selbstständige Tätigkeit besser mit ihrem Wunsch, viel Zeit mit den Kindern zu verbringen, vereinbaren. (TB, AB, 18.5.2005, 2.10.2005, TB, AB/TT, 29.11.2005)

Beide Frauen verdeutlichen mit ihren Aussagen und Entscheidungen, wie ihre Berufstätigkeit außer Haus mit jedem weiteren Kind in den Hintergrund rückt und vor allem, ab dem dritten Kind nicht mehr vorstellbar ist. Die oben bereits zitierte Sozialarbeiterin des Familienzentrums führte ebenfalls aus, dass ab zwei und mehr Kindern die Frauen ihrer Beobachtung nach in der Regel nicht mehr in die Berufstätigkeit zurückkehren. Diese Unvereinbarkeit von Beruf und Erziehungsarbeit, wie sie von Müttern und Experten wahrgenommen wird, ist eine deutliche Veränderung gegenüber den Mustern in der DDR sowie den nachfolgenden zehn Jahren, als dies durchaus üblich war bzw. angestrebt wurde. Dieser Wertewandel ist besonders signifikant bei denjenigen, die als Kinder in der DDR die volle Berufstätigkeit ihrer Mütter erlebt haben, und auch als Mütter später selbst berufstätig waren. Hier lässt sich das Beispiel einer Frau aus Berlin-Marzahn anführen:

Frau Kern, deren alleinstehende Mutter mit drei Kindern immer erwerbstätig war, verbrachte durch Erwerbstätigkeit selbst nach der Geburt ihres ersten und zweiten Kindes (heute 9 bzw. 10 Jahre alt) anfänglich noch 16–18 Stunden täglich außer Haus. Später nahm die gelernte Friseurin eine Halbtagsstelle als Putzfrau an. Seit ihrem dritten Kind ist sie nicht mehr berufstätig und sagt heute: „Zeit für meine Kinder ist bei mir die höchste Priorität; ich will nicht wie früher die Kinder so nebenbei großziehen“. (TB, AB, 11.10.2005)

Diese Entwicklung finden wir auch im ländlichen Untersuchungsraum:

Frau Simon, eine Mutter in Glindow, blieb 1991 nach der Geburt ihres ersten Kindes zehn Monate lang zu Hause. Bei Geburt des zweiten Kindes im Jahre 1996 waren es bereits

anderthalb Jahre, das 2002 geborene Nesthäkchen schließlich wurde drei Jahre zu Hause betreut. (I/19, TG, 8.9.2005)¹⁷

Die Tendenz zur verstärkten Familienorientierung zuungunsten einer Berufstätigkeit findet sich bei vielen Nachwende-Müttern. Für die Generation jener Eltern, die zwischen 1989 und 1991 trotz der unsicheren bzw. noch nicht absehbaren Entwicklung ihrer Arbeits- und Einkommensverhältnisse Kinder bekamen, war die Alternative Hausfrau zur Erwerbstätigkeit noch fast undenkbar. Diese oft geäußerte Einstellung formuliert eine heute 49 Jahre alte Lehrerin, deren Tochter zum Zeitpunkt der Wende geboren wurde, prägnant so: „Was hätte ich denn machen sollen – ab jetzt Hausfrau sein?“ (I/14, AB, 8.9.2005). In dieser Generation waren die Frauen oft extrem flexibel und mobil und unternahmen große Anstrengungen, um ihre Erwerbstätigkeit aufrechtzuerhalten oder wiederzuerlangen. So zum Beispiel eine Mutter aus Berlin:

Frau Werner, deren Tochter 1990 geboren wurde, gab ihr Kind trotz Arbeitslosigkeit nach neun Monaten aufgrund einer Umschulung in eine Krippe. Seit 1993 arbeitete sie wieder außer Haus, ab 2000 sogar 135 km entfernt von Berlin. Auf Nachfrage erklärt auch sie, dass es für sie nicht in Frage gekommen sei, einen längeren Erziehungsurlaub zu nehmen. (LF, TT, 21.9.2005)

Deutlich wird der Generationenwechsel in der „Kinder-oder-Beruf“ Frage besonders in Konflikten zwischen den Generationen innerhalb einer Familie. In der DDR sozialisierte Eltern oder Schwiegereltern zeigten in einzelnen Fällen wenig Verständnis dafür, dass die (Schwieger-)Tochter nicht erwerbstätig ist und sich auf ein Hausfrauendasein mit Kinderbetreuung eingerichtet hat. Deutlicher noch zeigt sich die positive Einstellung zur Erwerbstätigkeit von Müttern indirekt an der großen Bereitschaft der Eltern, ihren Töchtern und Schwiegertöchtern trotz deren Zuverdienermodell durch regelmäßige und extensive Enkelbetreuung dennoch „soviel Beruf wie möglich“ zu ermöglichen.

3.2. Betreuung durch Großeltern

Entscheiden sich Frauen trotz ungünstiger Arbeitszeiten zur Erwerbsarbeit, müssen sie selbst bei Teilzeitarbeitsverhältnissen häufig das familiäre Netzwerk, insbesondere die Großeltern, mobilisieren. Kinderbetreuung wird daher durch Flexibilitätszwänge des Arbeitsmarktes zu einem nicht unerheblichen Teil in die Familien „zurückverlagert“ (s. a. Nickel 2001, Schmidt und Schönberger 1999, Rerrich 1999, Stolz-Willig 2004). Eine Unterstützung durch die Eltern vor allem bei der Kinderbetreuung hängt von deren eigener beruflichen Situation, Flexibilität und ihrer Ortsnähe ab. Normalerweise haben aber jene jungen Familien Vorteile, deren Eltern und andere Verwandte am Ort leben, bzw. im Falle der Stadt im gleichen Viertel. Dabei lässt sich im Osten Deutschlands eine hohe Bereitschaft der Großelterngeneration zur Übernahme von Betreuungsleistungen feststellen. In Berlin hat eine Großmutter sogar ihren eigenen Beruf aufgegeben – nach ihrer Entlassung nach der Wende als Dozentin an einer Hochschule hatte sie sich eigentlich wieder Arbeit suchen wollen –, um ihrer Tochter die Berufstätigkeit trotz Kindern zu ermöglichen (I 12, AB 23.8.2005). Auch in vielen anderen sicherlich weniger extremen Fällen wird die mütterliche Berufstätigkeit durch Einbezug der Großeltern in die Kinderbetreuung ermöglicht. Betrachtet man die Situation in der untersuchten ländlichen Gemeinde, so zeigt sich ein großer Gegensatz zwischen Familien mit orts-

¹⁷ Allerdings unter Beteiligung des Vaters, einem Angestellten im öffentlichen Dienst, dem einzigen Mann in unserer Stichprobe, der (Teilzeit-)Elternzeit nahm.

ansässigen Mitgliedern mehrerer Generationen („Alteingesessene“) und den Zugezogenen ohne erweiterten familiären Hintergrund, und hier besonders bei den Alleinerziehenden. Erstere können eher auf Unterstützung hoffen, zugleich bestehen oft wohnräumliche Vorteile durch Immobilienbesitz.

So kann die oben bereits erwähnte Frau Tessach für ihre Teilzeiterwerbstätigkeit als Krankenschwester die Hilfe beider Großmütter in Anspruch nehmen. In unmittelbarer Nähe leben Schwiegereltern sowie Großmütter, die an diesen Tagen die Kinderbetreuung bis zum Feierabend des Mannes, der in der elterlichen Handwerksfirma am Ort arbeitet, übernehmen. (LF, TG, 5.7.2005)

In ortsansässigen kleinen Familienbetrieben scheint es für junge Frauen leichter zu sein, den beruflichen Wiedereinstieg mit der Kinderbetreuung zu verbinden.

Frau Schmidt, studierte Betriebswirtin, lebt mit ihrer halbjährigen Tochter und ihrem Partner in einer Eigentumswohnung der Eltern. Der Kindesvater ist Montagearbeiter und nur an den Wochenenden zu Hause. Frau Schmidt begann zwei Monate nach der Geburt an einigen Wochentagen wieder als Kundenberaterin in der elterlichen mittelständischen Firma am Ort, die sie später einmal übernehmen soll, zu arbeiten. Die Kinderbetreuung übernehmen entweder ihre Mutter oder Schwiegermutter, die beide ortsnah wohnen. Sie kann ihre Arbeitszeiten in Absprache mit ihrem Vater, der einer der Geschäftsführer ist, flexibel gestalten und nimmt manchmal ihr Kind mit zur Arbeit, wo auch andere weibliche Angestellte bei der Betreuung helfen. (TB, TG, Juni 2005)

In Glindow finden wir solche Arrangements hauptsächlich in lokalen Unternehmerfamilien sowie deren multilokalen Haushalten, d. h. Elternhäuser die oft durch Anbauten oder selbstständige Häuser in unmittelbarer Nähe der Kinder erweitert sind. Seltener haben wir diese Arrangements in der Stadt gefunden, was auf die Bedeutung der Einbettung der familiären Situation in die lokale Ökonomie für Traditionalisierungseffekte hinweist. Allerdings wird auch in Glindow diese Ortsnähe manchmal erst durch einen Ortswechsel initiiert:

Frau Stein, Mitte 20, arbeitet in einem Supermarkt bei hoher Arbeitsbelastung in Tagesrandzeiten, an Wochenenden und Sonderöffnungstagen. Nach der Trennung vom Partner fiel es ihr schwer, ihre Arbeitszeiten mit den Öffnungszeiten der Kindertagesstätten in Einklang zu bringen. Deshalb zog sie in die Nähe von Mutter und Stiefschwester, um hier familiäre Hilfe in Anspruch nehmen zu können. (I 18, TG, 24.10.2005)

In ähnlicher Problemlage löste Familie Gunther die Situation umgekehrt:

Die Eheleute sind 1997 mit ihrem damals einjährigen Sohn aus Berlin in eine Reihensiedlung in Glindow umgezogen. Frau Gunther arbeitete zunächst 19 Stunden die Woche, später 32 Stunden und heute wieder wie ihr Mann in einem Vollzeitbeschäftigungsverhältnis in Berlin. Sie lösten ihr alltägliches Betreuungsproblem damit, dass sie die Mutter des Ehemannes zum Umzug in die gleiche Siedlung bewegen konnten. Sie kauften ein zweites Haus, für das die Rentnerin nur eine geringe Miete zahlt. Bis heute betreut die Großmutter den inzwischen achtjährigen Jungen an drei Nachmittagen in der Woche. (I 20, TG, 7.11.05)

Insgesamt werden diese neuen Erziehungsideale und familiären Betreuungsarrangements zum einen durch die Anforderung an flexible und mobile (männliche) Arbeitskräfte notwendig, zum anderen werden sie aber auch erst durch Institutionen der öffentlich geförderten Kinderbetreuung und Arbeitgeber ermöglicht.

4. Ambivalenzen der Flexibilisierung

Die oben beschriebenen sich wandelnden kognitiven Modelle und Praxen der Kinderbetreuung werden in unseren Forschungsorten auch unterstützt durch neue Formen der Kinderbetreuung und einen flexibilisierten Arbeitsmarkt.

4.1. Flexibilisierung in der außerhäuslichen Kinderbetreuung

Wie bereits einleitend erwähnt, wurde in der DDR die Berufstätigkeit von Müttern vor allem durch den Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung gefördert. Diese wurde relativ einheitlich durch Kinderkrippen und Kindergärten zumeist in den Zeiten zwischen 6.00 und 18.00 Uhr angeboten. Auch nach der Vereinigung blieb die öffentliche Kinderbetreuung im Unterschied zur notorischen Unterversorgung im Westen der Republik besser ausgebaut. Dennoch hat sich das früher einheitliche System inzwischen entscheidend diversifiziert und flexibilisiert. So trafen wir sowohl in Glindow als auch Marzahn-Hellersdorf auf privat initiierte Treffpunkte sowie Tagesmütter.

Wie oben beschrieben, verlängert sich die Phase der Kinderbetreuung nach der Geburt durch die Mütter in beiden Orten. Für diese Zeitspanne, die zumindest immer häufiger die ersten drei Lebensjahre des Kindes umfasst, haben sich neue Formen der Kleinkindbetreuung entwickelt. Diese stellen zwar keine Fremdbetreuung dar, da die Mütter anwesend bleiben, aber doch neue Formen der außerhäuslichen kollektiven Betreuung, die zum Teil privat initiiert, zum Teil aber auch institutionell gefördert werden. In beiden Orten hatten wir Gelegenheit, je eine Krabbelgruppe über einen längeren Zeitraum zu begleiten. In Glindow treffen sich ca. fünf Mütter hauptsächlich auf Initiative von der oben bereits erwähnten Frau Tessach je einen Vormittag wöchentlich zwischen 10.00 und 12.00 Uhr. Meist ist der Treffpunkt in einem der Eigenheime mit Garten der Beteiligten. Bei schönem Wetter sitzen die Mütter mit ihren Kindern häufig draußen im Garten oder auf dem zentralen Spielplatz. Die Kinder beschäftigen sich, während sich die Mütter unterhalten. Die Gespräche drehen sich vor allem um den Tagesrhythmus der Kinder und Erziehungstipps. In Berlin begleiteten wir eine Krabbelgruppe von ca. 10 Müttern, die von der Tagesmutter Frau Theiss in den Räumen der Kirchengemeinde organisiert wurde. Der Ablauf hier ist stärker reglementiert. Zuerst begrüßt Frau Theiss alle Mütter und die Kinder im Kreis und es wird gemeinsam gesungen. Danach spielen die Kinder, während die Mütter sich bei Kaffee und manchmal Kuchen oder Plätzchen unterhalten. Vor der Verabschiedung wird abschließend wieder gesungen. Die Tagesmutter initiierte zudem während unserer Forschung einen monatlichen abendlichen Treffpunkt, in dem sich ein Teil der Mütter aus der Krabbelgruppe zum Gespräch ohne Kinder traf. Zu diesen Gelegenheiten gab es ebenfalls einen breiten Austausch über kinderbezogene Themen, vor allem über die richtige Ernährung, Beschäftigung, Erziehung und Förderung der Kinder. Nebenbei führte Frau Theiss die Mütter auch in Basteltechniken für die Kinder und zur Verschönerung des Heims ein.

Da die Beratung in Erziehungsdingen durch die eigenen Eltern oft abgelehnt wird oder zumindest in den Hintergrund tritt, haben solche Initiativen eine wichtige Funktion in der Wissens- und Informationsvermittlung. Hier entstehen soziale Bindungen zwischen Müttern, die häufig über den Rahmen des wöchentlichen Treffpunktes hinaus gemeinsame Aktivitäten planen. Es sind vor allem Angehörige der lokalen mittleren Schichten, die sich in diesen Krabbelgruppen zusammenfinden. Gerade ihnen ist die Qualität der Betreuung besonders wichtig, und sie verhandeln häufig Standards, die sich mit einer Vollerwerbstätigkeit nur schwer vereinbaren lassen würden. Dies bestätigte auch eine Mitgründerin eines Vereins in Werder, dessen Programm ebenfalls Krabbelgruppen

umfasst. Auch hier würde oft über den Tagesrhythmus der Kinder, richtige Schul- und Kitamodelle geredet. Viele der Eltern seien verunsichert, „wollen mit den Kindern nichts falsch machen“ (TB, TG, 16.11.2005).

Neben den geschilderten privaten Initiativen bieten auch Institutionen wie das Familienzentrum solche Treffpunkte an. In zwei bereits erwähnten Familien (Siebert und Siegmar) zeigten die Frauen während der Interviews Fotoalben, die viele gemeinsame Aktivitäten von Müttern und Kindern aus dem Familienzentrum zeigen.

Frau Siegmar erzählte, wie sie sich zunächst bei der Hebamme kennenlernten und sich dann später in einer Krabbelgruppe des Familienzentrums wieder trafen. Nachdem ihnen die größere Gruppe nicht mehr gefiel, treffen sie sich nun in kleinerer Runde. Dabei nutzen sie weiterhin die Räume des Familienzentrums, wo sie sich wöchentlich an einem Tisch während des offenen Familienfrühstücks treffen. Aber auch außerhalb dieses festen Termins wird einiges gemeinsam unternommen. So zeigten die Fotos Kindergeburtstagsfeiern, Feste im erwähnten Freizeitpark Marzahn und gemeinsame Silvesterfeiern. In dieser Gruppe bekamen auch alle in einem ähnlichen Zeitraum ein zweites Kind. (TB, TT, 30.12.2005)¹⁸

Eine weitere Flexibilisierung der Kinderbetreuung ist durch die Einrichtung sogenannter Tagesmütter¹⁹ gegeben, die Kinder meist durch Vermittlung des Jugendamtes in ihrem eigenen Haushalt betreuen. Diese Form der Tagesbetreuung ist in Westdeutschland als Reaktion auf den Mangel an öffentlicher Betreuung entstanden und zeichnet sich daher dort auch nicht unbedingt durch besondere Flexibilität in den angebotenen Zeiten aus. Dagegen stellt die sogenannte Tagespflege im Osten Deutschlands ein neues Phänomen dar, das das Angebot der herkömmlichen Kinderbetreuungseinrichtungen ergänzt und flexibilisiert. Verschiedene Typen von Tagesmüttern bedienen dabei unterschiedliche Klientel, was auf ein weiteres Moment der Flexibilisierung verweist. Kinderbetreuung findet nicht in allen Schichten gleich statt, sondern Gruppen mit unterschiedlichem Bezug zum Arbeitsmarkt finden unterschiedliche Formen von Tagesbetreuung. Vor allem in den mittleren Einkommensklassen findet sich eine zunehmende Bevorzugung dieses westdeutschen „familiären“ Modells der Tagesmutter. Eine Mutter aus dem abendlichen von Frau Theiss organisierten Müttertreff gibt als Begründung für die bessere Betreuung bei einer Tagesmutter an: „weil es familiärer ist. Es sind vier oder fünf Kinder. Es ist dann leichter erst mal. Also für so kleine Kinder“ (LF, AB/TT, 29.6.2005). Diese auch im Westen üblichen Einschätzungen (Schröther 1998) bedeuten eine Abkehr von der früheren Professionalität im Sinne einer pädagogischen Ausbildung und die Hinwendung zu neuen Werten in der Kinderbetreuung durch die Betonung eines familiären Umfeldes²⁰. Kinderbetreuung in öffentlichen Einrichtungen wird nicht grundsätzlich abgelehnt, aber eher für ein späteres Kindesalter akzeptiert. Da für Angehörige dieser Schichten die geringe pädagogische Ausbildung von Tagesmüttern häufig einen Mangel darstellt, legen sie viel Wert auf die Auswahl der „richtigen“ Tagesmutter, deren Tagespflege z.B. musikalische Früherziehung oder ein Haus mit Garten anzubieten hat.

¹⁸ Im Gegensatz zu diesem regelmäßigen Austausch, stellte Kneuper (2005) in ihrer Studie in Westdeutschland, trotz der Bemühungen der Hebammen in Geburtsvorbereitungskursen, keinen Kontakt unter den Familien nach der Schwangerschaft fest.

¹⁹ Der Begriff bezieht sich auf die Hauptakteure der offiziell lizenzierten oder informellen Anbieter von Kindertagespflege. Da es nur wenige männliche Akteure in diesem Bereich gibt, übernehmen wir hier den allgemein üblichen Begriff, der die geschlechtsspezifische wie auch die traditionalisierende Dimension dieser ergänzenden Einrichtung wiedergibt.

²⁰ Schon die Bezeichnung Tagesmutter sowie ihr Arbeitsort (üblicherweise der eigene Haushalt) impliziert eine familiäre Beziehung (s. a. Vinken 2002).

Frau Theiss, oben bereits erwähnt als Gründerin der Krabbelgruppe in Berlin, ist eine Tagesmutter mit hohem Anspruch an das qualitative Niveau ihrer Kinderbetreuung. Dabei argumentiert sie zugunsten einer psychologischen Begründung dieser Form der Tagesbetreuung. Sie ist überzeugt, dass Mütter wenigstens ein Jahr mit ihrem Kind zu Hause bleiben sollten, um die Mutter-Kind-Beziehung zu etablieren, und um „ihr Kind richtig kennen zu lernen, wenn sie nicht beruflich unter zu großen Zwängen stehen“. Danach seien Kontakte in der Tagespflege gut, und ab drei Jahren könne das Kind dann in den Kindergarten gehen. Frau Theiss legt in ihrer Tagesbetreuung von 7.00 bis 16.00 Uhr vor allem Wert auf einen geregelten Tagesablauf, der aus gemeinsamen Spaziergängen, Spielen, Mittagessen und Mittagsruhe besteht. (TB, AB, 1.6.2005)

Durch ihre unterschiedlichen Aktivitäten als Tagesmutter, aber auch als Initiatorin der Krabbelgruppe und des Müttertreffs wirkt Frau Theiss als Vermittlerin eines traditionellen oder westdeutschen Familienmodells.

Die Wahl einer Tagesmutter anstelle der in Ostdeutschland vielerorts ausreichend ausgebauten Kleinkindbetreuung in Krippen erfolgt in einigen Fällen aufgrund einer sich auch hier allmählich entwickelnden Überzeugung junger Eltern, dass es sich um ein Idealmodell handelt. In anderen Fällen sind es aber vor allem Eltern mit unregelmäßigen Arbeitszeiten und alleinstehende Mütter, die auf die flexible Betreuung in der Tagespflege aufgrund beruflicher Zwänge zurückgreifen. Parallel zu den vor allem an Erziehungsidealen der Mittelschichten orientierten Tagesmüttern, die ihren Job als Möglichkeit begreifen, selbst dieses Modell zu leben und dementsprechend ihr Angebot an Betreuung gestalten, gibt es eine Reihe „flexibilisierter“ Tagesmütter, die sich auf die hohen Flexibilitätsanforderungen des Arbeitsmarktes einstellen.

Zwei Gruppen dieser flexiblen Tagesmütter aus Marzahn-Hellersdorf haben wir kennengelernt. Die erste Gruppe trifft sich monatlich in den Räumen einer Erziehungs- und Beratungsstelle mit einer Psychologin zur Tagesmütterberatung, die andere trifft sich wöchentlich im Familienzentrum.

Während dieser montäglichen Treffen beschäftigen sich die Tageskinder zwischen dem gemeinsamen Frühstück und dem Mittagessen im Spielraum des Familienzentrums selbst, während die Tagesmütter sie durch die Glasscheibe beobachten können. Währenddessen unterhalten sie sich und greifen selten in den Spielfluss ein. So unternehmen sie auch keinen Versuch, außen stehende Kinder in die Gruppe zu integrieren. Große Anhänglichkeit einzelner Kinder an eine der anwesenden Tagesmütter wird negativ kommentiert.

Den Bedürfnissen der Eltern entsprechend gestalten diese Tagesmütter ihre Arbeitszeiten extrem flexibel. Sie bieten Betreuungszeiten zwischen 4.30 bis 21.00 Uhr, und nehmen wenn überhaupt, festgelegte und nur kurze Urlaubszeiten während des Jahres. Sie begründen ihr flexibles Angebot mit dem allgemein flexibilisierten Arbeitsmarkt: „Jene, die Arbeit haben, arbeiten rund um die Uhr, und viele arbeiten Schicht.“ Übereinstimmend sagen sie aber auch, sie könnten die Arbeitszeiten nicht einschränken, da sie sonst „das Haus nicht voll kriegen“, also nicht genug Betreuungsverträge abschließen könnten²¹. (TB, AB, 19.9.2005, TB, AB/TT, 5.12.2005).

Einige dieser Frauen waren arbeitslos bevor sie diese Einkommensmöglichkeit in der Tagespflege fanden. Andere sind nie erwerbstätig gewesen und alle sind ohne pädagogische Vorbildung. Allerdings finden sich auch unter ihnen Beispiele von Müttern, die diese Form des Erwerbs wählten, um gleichzeitig mehr Zeit mit den eigenen Kindern verbringen zu können. Die Tagesbetreuung der flexibilisierten Tagesmütter ist deutlich aktiver im Tagesablauf als diejenige von Frau Theiss. Auch außerhalb des festen Termins am Montag werden verschiedene Unternehmungen gemeinsam ge-

²¹ Im Land Brandenburg beispielsweise wird das Angebot der öffentlichen Kindertagespflege von insgesamt 2 785 Plätzen im Jahre 2005 nur zu 71 % genutzt (Bindel-Kögel 2006: 65, 68).

plant. Dabei schlafen „die Kinder dann unterwegs im Wagen“ (TB, AB 5.9.2005). Frau Theiss hingegen betreut vorwiegend im eigenen Haus mit Garten und achtet auf einen ruhigen, regelmäßigen Tagesablauf mit festen Schlafzeiten. Obwohl auch sie „nicht immer bespielen“ will, baut sie doch Momente der Frühförderung wie etwa Musik in den Tagesablauf ein. Es sind diese Merkmale ihrer Betreuung die von den eher gut situierten Eltern ihrer Tageskinder geschätzt werden.

So wirkt die Einrichtung der Tagesmutter in zwei Richtungen: einerseits bietet sie jenen Frauen eine Chance zum Zuverdienst, die eine traditionelle Rollenverteilung leben (wollen). Viele Tagesmütter haben ihren ehemaligen Beruf selbst in der „Kinderphase“ aufgegeben und ein Einkommen gesucht, das es ihnen ermöglicht, viel Zeit mit der eigenen Familie zu verbringen. Dabei ist ihr Einkommen Sinnbild eines flexibilisierten Arbeitsmarktes: Tagesmütter arbeiten meist ohne erzieherische Ausbildung als Selbstständige mit schwankenden Einkünften.²² Andererseits bietet sie potentiell berufsorientierten Frauen die Chance zur Weiterarbeit auf einem flexiblen Arbeitsmarkt. Diese Form der Tagespflege stellt allerdings eine zwiespältige Entwicklung dar, denn gerade Frauen mit höherer Schulbildung ziehen diejenigen Tagesmütter mit weniger Flexibilisierung in den Arbeitszeiten vor, da sie dort eine höhere Qualität an Betreuung vorfinden, die sich vor allem von einem Ideal „häuslicher“ und „familiärer Betreuung“ ableitet.

4.2. Flexibilisierung des Arbeitsmarktes: Arbeitgeber und Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege

Wie die Flexibilisierung in der Tagespflege übt auch die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes einen ambivalenten Einfluss auf die Formen der familiären Kinderbetreuung aus. Zum einen ergibt sich ein größerer Druck auf die Arbeitnehmer zu Mobilität und Arbeitszeiten außerhalb der Kernzeiten öffentlicher Betreuung. Dies kann wie oben beschrieben zu einer partiellen Rückverlagerung der Kindererziehung in die Familien z. B. durch Betreuung durch Großeltern führen.

Andererseits eröffnet die Flexibilisierung von Arbeitszeiten auch viele Chancen, ein (re-)traditionalisertes Bild der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu leben. Auffallend Begünstigte sind Angestellte im Öffentlichen Dienst und verwandten institutionalisierten Bereichen. Hier ist Flexibilisierung, insbesondere der Arbeitszeiten durch Kern- und Gleitzeiten, verschiedene Teilzeitmodelle oder Arbeitszeitkonten mit großer Jobsicherheit gekoppelt. In vielen befragten Familien war es tatsächlich so, dass die Frauen im öffentlichen Dienst tätig waren, ihre Partner hingegen in der freien Wirtschaft; diese Arbeitsplatzverteilung wurde in den Interviews oft als selbsterklärender Umstand für die Verteilung von Hausarbeit und Kindererziehung angeführt.²³

²² Neben offiziell zugelassenen Tagesmüttern, deren Betreuungsangebote seitens der Kommunen bezuschusst werden, gibt es nach wie vor einen hohen Prozentsatz von Tagesmüttern in privaten (informellen) Betreuungsverhältnissen ohne Vertrag. Die Quote der unter 3-jährigen Kinder in öffentlicher Tagespflege lag im Jahr 2005 bei 2 %. Sie hat sich somit in den vergangenen zehn Jahren mehr als verdoppelt, allerdings auf sehr niedrigem Niveau (BMFSFJ 2006: 25). Dabei ist in Ostdeutschland auch das Angebot an Plätzen in Kindertagespflege besser ausgebaut als in Westdeutschland. So beträgt die Platz-Kind-Relation in diesem Bereich in Ostdeutschland 2,8 % im Vergleich zu 1,9 % in Westdeutschland inklusive Berlin (BMFSFJ 2006: 26). Der monatliche Verdienst der Tagesmütter z.B. im Land Brandenburg liegt meist weit unterhalb des Einkommens von Erzieherinnen in herkömmlichen Kindertagesstätten. In einer Umfrage gab die Hälfte der Befragten an, weniger als 500 Euro netto im Monat zu verdienen (Bindel-Kögel 2006: 67).

²³ Die Autoren des Siebten Familienberichtes sprechen (für Deutschland insgesamt) von einer „übergangsbedingten Traditionalisierung der Aufgaben- und Rollenverteilung“. Die Ursachen der mangelnden Beteiligung der Männer an Hausarbeit und Kinderbetreuung werden (unter Bezugnahme auf die 1995/1996 überwiegend in den alten Bundesländern durchgeführte „LBS-Studie“ von Fthenakis et al. 2002) neben ihrer beruflichen Belastung auch der vorgeburtlichen Einstellung der Väter zu Elternschaft, ihren entsprechenden Kompetenzen sowie dem „Temperament des Kindes“ gesehen (Deutscher Bundestag 2006: 110).

Neben der Tagesmutter als „Import“ aus Westdeutschland in der Tagespflege tragen verschiedentlich auch andere Institutionen wie Arbeitsämter, Arbeitgeber und Wohlfahrtseinrichtungen zu einer Retraditionalisierung bzw. Refamiliarisierung (Rerrich 1999: 51) der Familienstrukturen bei.

So berichtete beispielsweise eine dreifache Mutter in Berlin, ihr sei eine Ausbildung zur Logopädin vom Arbeitsamt mit Hinweis auf ihre Kinder mit der Begründung verweigert worden, dass sie ja dann „ohnehin nicht in dem Beruf arbeiten“ würde.²⁴ (TB, AB, 14.6.2005)

In einem weiteren Fall in Berlin wurde die geplante Berufsrückkehr der Mutter durch einen Arbeitgeber mit traditionellem Familienverständnis hinausgezögert.

Die 23-jährige Verkäuferin wollte sechs Monate nach der Geburt ihres Sohnes wieder an ihren Arbeitsplatz zurückkehren. Allerdings lehnte ihr (westdeutscher) Arbeitgeber ihr Gesuch ab. Auf Nachfrage sagte sie: „Na ja, die sind eben auch ein sehr familienfreundliches Unternehmen und haben gesagt, sie wollen das erst nach frühestens einem Jahr“. Seit dem ersten Geburtstag ihres Sohnes arbeitet sie einen Tag in der Woche, was sie aber „jetzt auch ganz in Ordnung findet.“ (TB, TT, 29.11.2005)

In diesem Beispiel hat die Mutter ihre eigenen Wertvorstellungen zu „Erwerbstätigkeit und Mutter sein“ nach dem Gespräch mit ihrem Arbeitgeber neu definiert und angepasst. Ähnliche Erfahrungen machte die oben schon erwähnte alleinerziehende Mutter in Glindow:

Frau Stein wurde nach zwei Jahren Elternzeit von ihrem Arbeitgeber nur eine Teilzeitstelle mit maximal fünf Stunden pro Tag angeboten. Ihrer Einschätzung nach ist „das normal, der Arbeitgeber muss mich nehmen, aber nicht wieder den alten Vertrag anbieten“. Anderen Kolleginnen sei die Arbeitszeit nach der Elternzeit gar auf die Mindestzeit von vier Stunden herabgesetzt worden. (I 18, TG, 24.10.2005)

Im Gegensatz zu der Verkäuferin in Berlin übernimmt sie nicht das neue Familienbild, sondern fügt sich lediglich in das anscheinend Unvermeidliche. In allen drei Beispielen tragen Institutionen des Arbeitsmarktes zu einer Traditionalisierung in der familiären Aufgabenteilung bei.

Freie Wohlfahrtspflege: Arbeitgeber und Wertevermittlung

Die Entscheidungen von Frauen bezüglich Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung werden häufig auch durch das ihnen zur Verfügung stehende Netz an Beratungsinstitutionen geprägt. Hier findet sich eine Vielzahl von Einrichtungen der freien Wohlfahrt. Exemplarisch haben wir uns während der Feldforschung dem Angebot eines Familienzentrums eines freien Trägers in Hellersdorf genähert. Bei dem Gebäude des Familienzentrums handelt es sich um einen dreistöckigen Neubau mit großen Fenstern und einem Außengelände. Hier gibt es eine Vielzahl von Angeboten für werdende und junge Eltern. So ist eine Hebamme im Haus tätig, es gibt wöchentliche offene Treffpunkte wie das Familienfrühstück sowie diverse Spielgruppen, einen Tagesmüttertreff usw. Die Beratungs- sowie Organisationspraxis der Einrichtung ist explizit am Modell des männlichen Ernährers orientiert.

Eine der drei in der Beratung tätigen Sozialarbeiterinnen teilte die oben beschriebene Vorstellung, dass Mütter ab drei Kindern nicht mehr erwerbstätig sein können, bzw. ihrer An-

²⁴ Da die Bewilligung einer Maßnahme der beruflichen Qualifizierung an das Kriterium der „absehbaren Vermittelbarkeit“ gebunden ist (s. a. Dingeldey und Gottschall 2001: 34), ist die Schilderung durchaus glaubhaft. Bei der beschriebenen Norm, nach der Mütter mit mehreren Kindern nicht arbeiten können oder sollten, wäre die fallbezogene Einzelentscheidung des Arbeitsberaters demnach folgerichtig.

sicht nach maximal 12 Stunden wöchentlich außer Haus arbeiten sollten. Ihrer persönlichen Einstellung zufolge bedeuten Kinder und Haushalt so viel Arbeit, dass man das bei voller Berufstätigkeit nicht mehr schaffen könne: „wenn man die Kinder nicht nur so nebenher laufen lassen will.“ (TB, AB/TT, 29.11.2005)

Diese persönlichen Einschätzungen fließen in die informellen Gespräche im Familienzentrum, aber auch in die offizielle Beratung ein. So gab die Sozialarbeiterin an, bei Problemen in Familien würde das Beratungsteam zunächst fragen, ob nicht die Mutter ihre Arbeitszeit verkürzen könne.

Da der soziale Dienstleistungsbereich einen typisch weiblichen Bereich der Erwerbstätigkeit auf einem geschlechtersegregierten Arbeitsmarkt ausmacht (siehe z. B. Mingione 1991, Sing 2002), ist die hier ausgedrückte Haltung auch wichtig für die Rolle des Familienzentrums als Arbeitgeber. Hier lässt sich dementsprechend feststellen, dass im Familienzentrum fast ausschließlich Frauen als geringfügig und kurzfristig Beschäftigte (mit Mehraufwandsentschädigung bzw. Ein-Euro-Kräfte) angestellt werden, mit der Begründung dass diese Art der Erwerbstätigkeit diejenige sei, die jungen Müttern am meisten entgegenkommt.²⁵ Es lässt sich also feststellen, dass flexibilisierte Arbeitszeit in diesem Zusammenhang bedeutet, dass Frauen gedrängt werden, diese zu verkürzen, um sich mehr um ihre Familie zu kümmern.

5. Schlussbemerkung

Unser Beitrag stellt eine inhaltliche Erweiterung jener sozialwissenschaftlichen Arbeiten dar, die „Flexibilisierung“ in der (Post-)moderne einseitig auf Probleme der Erwerbsarbeit von Arbeitnehmern und auf eine Aufweichung traditioneller Bindungen beziehen. In unserer Forschung in Berlin und Brandenburg stellen wir fest, dass einerseits die Restrukturierung des Arbeitsmarktes durch eine hohe Jobmobilität, flexible Arbeitszeitmodelle vor allem für Familien mit kleinen Kindern besondere Schwierigkeiten erzeugt. Gleichzeitig differenzieren sich hinsichtlich der Kinderbetreuung die individuellen Auffangstrategien. Dies bedeutet aber nicht zwangsläufig eine Lösung traditioneller Bindungen. Es entstehen zwar mehr und mehr private, flexiblere Lösungen, die allerdings häufig von einer „Rückbesinnung“ auf familiäre Bindungen (Verwandte, vor allem Großeltern) gekennzeichnet sind oder, wenn das nicht möglich ist, von einem Rückgriff auf das „familiäre Modell“ der Tagesmutter.

Andererseits kommt es im Zuge der Flexibilisierung des Arbeitsmarktes im Osten Deutschlands zu einer deutlichen Verschiebung der Werte hin zu einer Traditionalisierung der familiären Beziehungen und geschlechterbezogenen Erwerbsanteile und Haushaltsrollen. Dabei finden wir vor allem in der Generation der heutigen Familiengründer – je nach Zugang zum Arbeitsmarkt – sowohl im ländlichen als auch städtischen Umfeld unterschiedliche Grade der Angleichung an das Modell des männlichen Hauptverdieners. Das stellt einen deutlichen Unterschied zu früheren Befunden in den Neuen Bundesländern dar, die das aus DDR-Zeiten überkommene Muster weiblicher Erwerbsarbeit und öffentlicher Kinderbetreuung belegten. Der Wandel der weiblichen Erwerbsorientierung in der Generation der heutigen Familiengründer ist sicherlich auf vielfältige Faktoren zurückzuführen. Überraschend ist dabei die Tatsache, dass institutionelle Momente der westdeutschen

²⁵ Diese geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse sind Teil der politischen Strategie die auf eine Ausweitung des Niedriglohnssektors in der Bundesrepublik zielt. Das unausgesprochene Leitbild hinter dieser Politik ist die Schaffung von sozial wenig abgesicherten Arbeitsplätzen als Zuverdienstmöglichkeit vornehmlich für Frauen (Koch und Bäcker 2004). Insofern ist das hier vorgestellte Familienzentrum keine Ausnahme, hier wird allerdings das Leitbild offen ausgesprochen.

Versorgerehe, wie das Ehegatten-Splitting und Ähnliches²⁶ in unserem Feld nur eine geringfügige Rolle spielten. Ein großer Teil der von uns interviewten jungen Eltern ist nicht verheiratet und kaum über die finanziellen Vorteile informiert, die eine Eheschließung mit sich bringt. Der maßgebliche Wandel der kognitiven Orientierung erscheint uns vielmehr getragen von Experten und Müttern aus den mittleren sozialen Lagen und Institutionen des Arbeitsmarktes und der freien Wohlfahrtspflege, die mit ihrer Wertevermittlung ein traditionelles Familienmodell unterstützen.

²⁶ Die BRD wird nach geläufigen Typologien gemeinhin als konservativer Wohlfahrtsstaat bezeichnet, der das Modell der Hausfrauenehe institutionell fördert (Esping-Andersen 2003).

Literatur

Adkins, Lisa. 2002. *Revisions: gender & sexuality in late modernity*. Buckingham, Philadelphia: Open University Press.

Baerwolf, Astrid und Tatjana Thelen. Im Erscheinen. *Verwestdeutschlandisierung“ von Familien-gründung und familiärer Arbeitsteilung in Ostdeutschland*. Tagungsband zum Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2007.

Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bertram, Hans. 2000. Arbeit, Familie und Bindungen. In: Jürgen Kocka und Klaus Offe (Hg.) *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt am Main: Campus. 308-343.

Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf (Hg.) 2004. *Sozialbericht Marzahn-Hellersdorf*.

Bezirksmuseum Marzahn. 1999. *20 Jahre Marzahn. Geschichte – Bauen – Leben*. Bezirksamt Marzahn.

Bindel-Kögel, Gabriele. 2006. „Am Anfang lief es etwas zögerlich. Mittlerweile macht die Stadt auch Werbung für die Tagesmütter“. Evaluation von Tagespflegequalifizierungen im Rahmen der Umsetzung des europäischen Sozialfonds. *KITADEBATTE* 2/2006: 62-71. Landesjugendamt, Land Brandenburg (MBSJ). (URL: <http://www.lja.brandenburg.de/sixcms/media.php/4334/kitadebatte0206.pdf>, 7.3.2007).

BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). 2006. *Kindertages-betreuung für Kinder unter drei Jahren*. Bericht der Bundesregierung über den Stand des Ausbaus für ein bedarfsgerechtes Angebot an Kindertagesbetreuung für Kinder unter drei Jahren (Juli 2006). Berlin: BMFSFJ (URL: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/TAG,property=pdf,bereich=rwb=true.pdf>, 10.03.2007)

Bourdieu, Pierre. 2000 [1979]. *Distinction: a social critique of the judgment of taste*. London: Routledge.

Bundesagentur für Arbeit/Agentur für Arbeit Potsdam. 2007. *Der Arbeitsmarkt im Bezirk der Agentur für Arbeit Potsdam (Arbeitsmarktreport)*, März 2007. (URL: <http://www.arbeitsagentur.de/RD-BB/Potsdam/A01-Allgemein-Info/Publikation/pdf/Der-Potsdamer-Arbeitsmarkt-im-Maerz-2007.pdf>, 10.04.2007)

Deutscher Bundestag. 2006. *Siebter Familienbericht*. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine Lebenslaufbezogene Familienpolitik, und Stellungnahme der Bundesregierung. Unterrichtung durch die Bundesregierung, Deutscher Bundestag, 16. Wahlperiode, Drucksache 16/1360 (URL: <http://dip.bundestag.de/btd/16/013/1601360.pdf>, 9.3.07)

Dingeldey, Irene und Karen Gottschall. 2001. Alte Leitbilder und neue Herausforderungen: Arbeitsmarktpolitik im konservativ-korporatistischen Wohlfahrtsstaat. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 21: 31-38.

Esping-Andersen, Gøsta. 2003. *The three worlds of welfare capitalism*. Cambridge: Polity Press.

Fthenakis, Wassilios E.; Bernhard Kelicki und Gabriele Peitz. 2002. *Paare werden Eltern*. Opladen: Leske und Budrich.

Gottschall, Karin und Katherine Bird. 2003. Family Leave Policy and Labor Market Segregation in Germany: Reinvention or Reform of the 'Male Breadwinner Model?' *Review of Policy Research*, 20 (1): 115-134.

Kneuper, Elsbeth. 2005. *Mutterwerden in Deutschland. Eine ethnologische Studie*. Münster: LIT.

Koch, Angelika und Gerhard Bäcker. 2004. Mini- und Midi-Jobs – Frauenerwerbstätigkeit und Niedrigeinkommensstrategien in der Arbeitsmarktpolitik. In: Dagmar Baatz, Clarissa Rudolph und Ayla Satimi (Hg.) *Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 85-102.

Kohli, Martin. 2003. Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: Jutta Allmendinger (Hg.) *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit*. Verhandlungen zum 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Opladen: Leske + Budrich. 525-545.

Lewis, Jane und Ilona Ostner. 1994. *Gender and the evolution of European social policy*. Bremen: Zentrum für Sozialpolitik, Universität Bremen (ZeS Arbeitspapier Nr. 4).

Mingione, Enzo. 1991. *Fragmented Societies. A Sociology of Economic Life beyond the Market Paradigm*. Oxford: Blackwell.

Merkel, Ina. 1994. Leitbilder und Lebensweisen von Frauen in der DDR. In: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka, und Hartmut Zwahr (Hg.) *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart: Klett-Cotta. 359-382.

Musner, Lutz. 2002. Vom angeblichen Ende der Arbeitsgesellschaft. Zur Ideologie bewegter Zeiten. In: Sabine Gruber, Klara Löffler und Klaus Thien (Hg.) *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. Wien: Profil Verlag. 177-194.

Nickel, Hildegard Maria. 2001. Arbeitsverhältnis und Lebensentwürfe in der Transformation. In: Helmut Martens, Gerd Peter und Wolf Frieder (Hg.) *Zwischen Selbstbestimmung und Selbstausbeutung, gesellschaftlicher Umbruch und neue Arbeit*. Frankfurt am Main: Campus. 84-102.

Rerrich, Maria. 1999. *Zwischen Lohn und Liebe. Frauen und neue Ungleichheiten in den Geschlechterverhältnissen*. Köln: Rüdiger Köppe Verlag.

Read, Rosie und Sissie Theodosiou. 2006. *Ambivalent flexibilities: anthropological exploration and perspectives*. Vortragsmanuskript, Workshop Locating flexibility in Europe and the world, Tagung der European Association of Social Anthropologists (EASA), 19.09.2006, Bristol.

Rosenbaum, Heidi und Elisabeth Timm. 2006. *Verwandtschaft und soziale Sicherheit in Deutschland im 20. Jahrhundert: soziologisch-historischer Bericht*. Manuskript, Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung, KASS-Projekt.

Rosenfeld, Rachel; Heike Trappe und Janet Gornick. 2004. Gender and Work in Germany: Before and After Reunification. *Annual Review of Sociology* 30: 103-24.

Sing, Dorit. 2002. Die Bedeutung des (sozialen) Ehrenamtes für die Arbeitsmarktintegration von Frauen – Chance oder Risiko? In: Karin Gottschall und Birgit Pfau-Effinger (Hg.) *Zukunft und Geschlecht der Arbeit. Diskurse, Entwicklungspfade und Reformoptionen im internationalen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich. 207-230.

Schmidt, Wolfgang und Klaus Schönberger. 1999. „Jeder hat jetzt mit sich selbst zu tun“ Arbeit, Freizeit und politische Orientierungen in Ostdeutschland. Konstanz: UVK.

Schröther, Andrea. 1998. Formen und Möglichkeiten der Kleinkindbetreuung zwischen Erziehungsurlaub und Kindergarten. *Zeitschrift für Familienforschung* 10 (2): 53-74.

- Senatsverwaltung für Gesundheit, Verwaltung und Verbraucherschutz (Hg.) 2004. *Sozialstruktur-atlas Berlin 2003*.
- Sennet, Richard. 1998. *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin.
- Statistisches Bundesamt. 2004. *Leben und Arbeiten in Deutschland. Mikrozensus 2003*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. (URL: http://www.destatis.de/presse/deutsch/pk/2004/mikrozensus_2003i.pdf, 7.3.2007).
- Stolz-Willig, Brigitte. 2004. Familie und Arbeit zwischen Modernisierung und (Re-)Traditionalisierung. In: Dagmar Baatz, Clarissa Rudolph und Ayla Satimis (Hg.) *Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 70-84.
- Thelen, Tatjana. 2005. Caring grandfathers. Changes in support between generations in East Germany". In: Haldis Haukanes und Frances Pine (Hg.) *Generations, kinship and care: gendered provisions of social security in Central Eastern Europe*. Bergen: University of Bergen. 163-188.
- Thelen, Tatjana. 2006a. Lunch in an East German enterprise. Differences in eating habits as symbols of collective identities. *Zeitschrift für Ethnologie* 131: 51-70.
- Thelen, Tatjana. 2006b. Experiences of Devaluation: Work, Gender and Identity in East Germany, *Max Planck Institute for Social Anthropology Working Paper No. 85*, Halle/Saale: Max Planck Institut für ethnologische Forschung. (URL: <http://www.eth.mpg.de/pubs/wps/pdf/mpi-eth-working-paper-0085.pdf>, 4.3.07)
- Thelen, Tatjana und Astrid Baerwolf. Im Erscheinen. Traditionalisierung in der Flexibilisierung. Familiäre Arbeitsteilung in Ostdeutschland. In: Marc Szydlík (Hg.) *Flexibilisierung – Folgen für Familie und Sozialstruktur*.
- Thien, Klaus. 2002. Rhythmus – Takt – Gleichzeitigkeit. Zur Geschichte der „Freizeit“. In: Sabine Gruber, Klara Löffler und Klaus Thien (Hg.) *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. Wien: Profil Verlag. 11- 28.
- Tippach-Schneider, Simone. 1999. Sieben Kinderwagen, drei Berufe und ein Ehemann. DDR-Frauengeschichten im Wandel der Sozialpolitik, In: Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR e.V. (Hg.) *Fortschritt, Norm und Eigensinn. Erkundungen im Alltag der DDR*. Berlin: Links-Verlag. 129-150.
- Trappe, Heike. 1996. Work and Family in Women's Lives in the German Democratic Republic. *Work and Occupations* 23 (4): 354-377.
- Vinken, Barbara. 2002. *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. München: Piper.